

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 73

Sonnabend, den 10. April

1920

## Eva, wo bist du?

Roman von Feodor von Zobellig.

J. Fortsetzung.

Handlung verlesen.

Er verbeugte sich abermals mit einem Zusammenklappen der Hände, wie es in seiner Gewohnheit lag, und versuchte zu lächeln. Aber das gelang ihm nicht. Bei allem Humor dieser seltsamen Liebeserklärung war die innere Bewegung doch so stark, daß sie sich nicht ganz verbergen ließ. Es ging ein eigentümliches Zucken über sein Gesicht und über das Emalle seines Auges ein tollgütiger Schein; auch in den Fingern, die mit einem kleinen silbernen Fingerring spielten, ätzte die seelische Erregung nach, als rühre sie machtvoll an Nerven und Fibern.

Alles dies entging Elli nicht. Sie hatte das Gefühl, daß sie rasch antworten müsse, sofort, und sie tat es. Während sie mit ängstiger Handbewegung ihre Zettel zusammenhob, erhob sie sich und sagte, dem ihr Gegenüberstehenden offen in das Auge schauend: „Vieher Herr Arwed, zuerst meinen Dank, daß Sie mir Zeit zur Überlegung gönnen. Ich bedarf Ihrer in der Tat — Ihre Worte sind mir so überraschend gekommen, daß ich nicht die Fassung finden würde, Ihnen auf der Stelle meine Entscheidung zu geben. Lassen Sie uns für heute als gute Freunde scheiden.“

Sie gab ihm die Hand. Er drückte sie fest und bewegte die Lippen, als wolle er noch etwas sagen. Dennoch schweigend und lächelnd half er Elli in ihr Jackett und geleitete sie bis zur Türe, die auf den Treppengang des Hauses führte. „Allo am morgen“, sagte sie freundlich und reichte ihm nochmals die Hand, die er diesmal mit schneller Bewegung an sein Herz zog.

Elli war gern zu früh nach Hause gegangen; ihr war stierig zu Mut. Aber das Wetter hatte sich gewandelt. Die Wolken hinab legte ein eisiger Sturm, der schwere, kalte Regentropfen vor sich her spritzte. Elli kauerte zusammen, zief eine Drohsche an und stieg ein. Während das Gefährt über das Pflaster holperte, ließen die Gedanken des Mädchens nicht durchkommen; es war ein Hüpfen und Springen von abgerissenen Denkfäden, die sich zu keinem klaren Bilde einen wollten. Und trotz der Aufregung, in der sie sich befand, kämpfte sie auch mit einem Gefühl von Müdigkeit. Ein kampfloses Säubern reichte sie; sie lehnte sich in die Wagengabe und schloß die Augen, weil das Vorüberhüpfen der Straßenkinder am Fenster sie nervös machte.

Als sie dahin in das Spielzimmer trat, sah Christel bereits am Tische und las einen Brief. „Ah, Abend, Elli“, rief sie lebhaft, „denke dir, du schreibst mir Vater...“ und plötzlich schien sie einzufallen, daß sie ja immer noch die heftig Gehörten zu spielen hatte, und so beehrte sie denn ihr Bestes, verzog den Mund und schloß ohne weiteres: „Ach ja... entschuldige!“

Elli nahm ruhig Platz. „Was schreibst dein Vater?“ fragte sie.

Christel stützte den Kopf in die Hände und schaute Elli heimlich an. „Ich sage es nicht eher, bis du mir erklärt hast, daß du wieder meine liebe Ellmans bist.“

„Sobald du deine unnötige Mutter erlöst.“

„Wauereil ist kein selbes Wort. Du hast mich völlig beleidigt.“

„Ich habe mir nur erlaubt, die Wahrheit zu sagen.“

„Über die Wahrheit kann auch manchmal wehe tun.“

„Das bestrafte ich nicht, halte ich zeitweilig tonar für

gut. Nun komm her, Mieseläse, gib mir einen Kuss, sei kuschelig ein ganz klein bißchen vorlieblicher — und die Sache ist abgemacht.“

Christel sprang auf, setzte sich auf Ellis Schoß, umarmte und küßte sie und schmelzte sich an sie heran. „Wie ein gutes Mädchen“, sagte sie unter niedlichem Spitzeln des Mäulchens, „daß du mir überlegen bist, ich meine in Sachen der Klugheit und insgesamt des Verstandes, das weiß ich ja. Aber du mußt nicht immer damit auftrampeln, und wenn du mir einmal die Wahrheit gibst, mußt du es mehr in Moll tun und nicht immer gleich in heftigstem Fortissimo. Ich bin eine förmliche Widerstandskämpferin und auch ein Brautpöpsel, aber nachher ist mir's regelmäßig selbst, und wenn du willst —“

Elli schloß ihr den Mund mit den eigenen Lippen. „So, mein Kind, das war der Schlüssel. Nun setz dich wieder auf deinen Stuhl; du bist zwar eine süße Last, aber doch keine Beleidigung. Gehst uns den Tee ein und erzählst endlich: was schreibst man aus Emmenthal?“

„Folgendes“, rief Christel. Nun gab sie mit der rechten Hand den Tee ein und hielt in der linken den väterlichen Brief, aus dem sie vorlas: „Daß Deine Freundin Elvira mit Herrn Martin Arwed bekannt geworden ist, hat mich um so mehr interessiert, als ich mit ihm seit Jahren in Geschäftsverbindung stehe und die meisten seiner Einkäufe in Holland vermittelte. Vielleicht wirst du ihm auch einmal vorgestellt, und dann gräße ihn nur herzlich von mir. Er ist einer unserer gewandtesten Antiquaritätenhändler und kann einmal der deutsche Quartsch werden — wer ist das?“

„Ach so einer.“

„Dante. Außerdem ist er sehr reich, schreibt Vater. Diese Bemerkung hat mich stutzig gemacht, Elli. Mir scheint, es würde Vater nicht ruhig sein, wenn ich mit Herrn Arwed bekannt würde.“

Elli nickte. „Es hätte ich dazu Angst eine Gelegenheit finden können. Nun ist es leider zu spät geworden.“

„Warum zu spät?“

„Weil ich meine Arbeit bei ihm aufgeben muß.“

„Ranu?“

Christel sah sehr geknautzt aus.

Elli schüttelte den Kopf. „Im Gegenteil — er hat mich heute in aller Form, wenn auch in etwas origineller, einen Heiratsantrag gemacht.“

Christel ließ ihren Zwiwedel in die Tasse fallen. Der Tee spritzte. „Einen Hei-Hei-Hei!“

„Heiratsantrag“, vollendete Elli. „Verstehst du nicht?“

„Ich tat's schon. Ich habe mir auch die Zunge verbrannt. O Gott, Elli! Du kennst ihn doch erst seit drei Wochen!“

„Die Liebe kennt kein Maß der Zeit, sagt irgendwer.“

„Ne richtig. Sie kommt gewöhnlich auf den Platz. Ra und —“

„Ich will mit meine Antwort bis morgen überlegen. Aber ich habe schon überlegt.“

„Ra und —?“

„Ich werde ihm abscheiden.“

„Aber Elli! So ohne weiteres?“

„Ja.“

Christel faltete die Hände auf dem Tische. „Ellchen — nun freilich, auf mich bist du ja doch nicht — aber wenn ich die raten darf: solte nicht der ersten Eingebung. Ich kann mir zwar denken: du müßtest keinen Väterlichen, viele leicht auch keinen Puchhändler.“

„Christel, red nicht ja töricht.“

„Stell Elli ein.“

„So gut

heit in moralischer Hinsicht, an Erfahrung, an Deutlichkeit für den Bewegungsfeld und an Einheits des Kommandos.“ — „Die dritte deutsche Offensive am 27. Mai gegen die Franzosen an der Aisne führte bald zu einer verwegeneren Goge für die Alliierten.“ — Am 16. Juli fand die letzte deutsche Offensive statt... (an der Marne). Bar sie von Erfolg, so mußte sie Paris, aus dem im Frühjahr 1918 wohl eine Million Menschen geflohen war, aufs schwerste bedrohen. Berhing weiß dann darauf hin, daß der Wagnisvorsprung der deutschen Armee an sich schwach war und offensichtlich Gelegenheit zu einer Gegenoffensive bot. „Eine erfolgreiche Gegenoffensive“, sagt Berhing, „müßte die Moral der Alliierten wieder herstellen und die tiefe Deffression und die Furcht, die damals bestand, beseitigen. Dieser waren unsere Absichten bald hier, bald dort eingeleitet worden, um an kritischen Punkten das fürchtbare Vorrücken der Deutschen zum Stehen zu bringen... Der Feind hatte den Glauben seiner Soldaten ermutigt, daß der Angriff des Krieges mit einem deutschen Frieden beendigt werde. Obgleich er sorgfältige Pläne ausgearbeitet hatte, verwarf er doch, seine Absichten ganz zu verbergen, und man hatte mindestens eine Woche vorher den Verdacht, welche Front er angreifen werde. An der Champagnefront wählte man, zu welcher der Angriff erfolgen werde, und der Feind scheiterte nach schweren Verlusten... Es waren jetzt über 1.200.000 amerikanische Truppen in Frankreich, was beträchtliche Verluste überlebte. Jede einstmals ausgebildete amerikanische Division konnte zu einer Gegenoffensive gebraucht werden.“

Professor Schiemann schließt seine Darstellung mit den Worten: „Aus alledem ergibt sich für uns, daß ohne die gewaltige Aufstellung Amerikas an einen Sieg Englands, Frankreichs und Italiens und der übrigen ihnen verbündeten Mächte nicht zu denken gewesen wäre. Wäre es nicht der Sieg uns sicher gewesen.“ Keine schlimmere Beurteilung verdient, die durch den unbeschränkten U-Boot-Krieg und die Amerikaner auf den Hals geholt haben, ist denkbar, als dieser offizielle Bericht des amerikanischen Heerführers; keine schmerzlichere Widerlegung des Wortes von dem heimtückischen Dolchstoß der deutschen Heimat ist möglich, als diese Anerkennung der grandiosen Leistungen und des Opfermutes des deutschen Volkheeres aus Feldmarschall Kolain.

Ein gefährliches Modelaster.

Vor zehn Jahren in Deutschland noch völlig unbekannt, hat der Kolainismus neuerdings bei uns in erschreckendem Maße an sich gegriffen, so daß er die ohnehin schon sehr gefährdete Volksgesundheit wieder erheblich gefährlich bedroht. Die Kolainische Krankheit ist eine im Jahre 1910 in Paris auf, wo sie ein in gewissen Kreisen der Halbwelt leidenschaftlich gesuchtes Dasein bildete. Bis zum Ausbruch des Krieges wurde man hierzulande vom Kolainismus wenig oder nicht; nur ganz vereinzelt hatte das Volk damals auch in Deutschland Umgang gefunden. Aber der Krieg hat uns mit unzähligen anderen Uebeln auch dieses gebracht, und namentlich seit der Rückkehr der Heere aus Rußland, wo es besonders in den großen Städten eine Verbreitung gewonnen, von der der Uebrigene nicht nichts wissen mag. Man kann wohl sagen, daß beispielsweise in Berlin die Zahl der geisteskranken Kolainkranke in die Tausende geht, eine Zahl, die sich fortwährend vermehrt, obwohl die unglücklichen Opfer dieses gefährlichen Uebels ihre unheilvolle Bedenklichkeit auf die Dauer mit dem Freizinn oder gar mit dem Tode büßen.

Wahrlich ist dieses schlimme Modelaster ein gefährliches Uebel; denn die Wucherer geben Kolain vor sichgreifend nur gegen ärztliche Rezept ab. Aber die Kolainkranke wissen sich zu helfen; sie fassen ärztliche Rezepte, und danach blüht in den Städten nördlichen Großstädterganges, in Wars und in gebelmen Kaufmannsland der Schleichhandel mit Kola, wie das Kolain in den Kreisen der Eingeweihten allgemein genannt wird. Kellner und Bardeamen treiben zu hohen Wucherpreisen mit Kola oder Bement einen schonunglosen Handel; selbst Straßenhändler bieten es im flüsternden nächsten Passanten an, die ihnen den Eindruck von Kolainkranke machen. Und dieser Eindruck trägt den Erfahrungen fehlen. Sind die gesundheitslichen Verberungen, die das Gift im Organismus anrichtet, doch außerordentlich weitgehend, die Kolainisten magern in erschreckendem Umfang ab und zeigen alsobald den Habitus schwerer Neurotiker. Dann treten eigentümliche Sinnestäuschungen auf. Die Kranken meinen, daß Tiere, wie Milben, Käfer, Wanzen unter ihrer Haut kriechen; hier und da auch, daß sie

mit Wasser bedrückt, elektrifiziert oder auch gekniffen würden. Auch Gesicht- und Schörstärkungen sind nicht selten; namentlich sehen die Kranken häufig dunkle Punkte auf weißen Flächen. Häufig entsteht aus solchen Störungen ein Beeinträchtigungswahn, der sich bis zu Verfolgungsideen oder zur vollständigen Verwirrtheit steigern kann. Solche Wahnzustände können gemeingefährlich werden. In den leicheren Fällen, in denen keine ausgesprochenen Verberungen eintreten, ist eine gewisse geistige Schwäche unverkennbar, die sich teils als Gedächtnismangel, namentlich aber auch in einer ganz auffallenden Weltfremdheit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck äußert. Hand in Hand damit geht rascher Körperlicher Verfall, und die Opfer ihrer Leidenschaft enden, sofern sie keiner radikalen Entziehungstherapie unterworfen werden, im Irrenhaus. Nur der energische Kampf gegen den Schleichhandel mit Kola, kann, wie die Dinge zurzeit liegen, das gefährliche Uebel etwas dämmen.

## Bunte Zeitung.

Der Schuster aus Jürich in Wien. Die „Freie Presse“ erzählt nachstehende ebenso lehrreiche wie traurige Geschichte: Einen Schuster aus Jürich, der Wien einst als lustige und gemüthliche Stadt kennen gelernt hatte, gelästete es, da er von der herrschenden Not hörte, Wien als Stadt des Glucks zu sehen. Aber Geld, das zum Reisen gehört, hatte er nicht; sein ganzer Besitz bestand aus drei Paar neuen Schuhen. Ein Freund, dem er seine Sehnsucht und sein Leid klagte, gab ihm den Rat, die Schuhe zu verkaufen und mit dem Erlös die Reise anzutreten. Befragt getan! Für jedes Paar Schuhe erhielt er 70 Franken, im ganzen also 210. Für 10 Franken fuhr er von Jürich nach Wugs, wo er sich dem Rest seiner Vorräte in Österreichisches Geld um und erhielt zu seinem Erstaunen 10.000 Kronen. Mit dem Zugausgang fuhr er für 1000 Kronen nach Wien, wo er zehn Tage hindurch täglich 300 Kronen, also im ganzen 3000 Kronen, verausgabte. Für weitere 3000 Kronen erstand er in einem Wiener Geschäft drei Paar Schuhe, bestieg wiederum für 1000 Kronen den Zugausgang und langte mit ungeheurem Behag, den drei Paar Schuhen, und außerdem noch mit einer Vorkasse von 2000 Kronen in seiner Heimat an.

Preisanschriften für gute Bedrepte. Die Firma Sch. Schulz, Kunststadt, Fabrik für Reinigungsmittel, veranstaltet einen großen Wettbewerb zur Verlangung guter Bedrepte, an dem sich jede Hausfrau beteiligen kann. Der erste Preis beträgt 1000 Mark in bar. Insgesamt sind 20.000 Mark an Preisreihen ausgesetzt. Die Bedingungen sind in allen einschlägigen Geschäften oder direkt von der Firma zu beziehen.

## Literatur.

Die große Längung. Kritische Betrachtungen zu den alttestamentlichen Berichten über Isaacs Eindrücken in Kanaan, die Gottesoffenbarung vom Sinai und die Wirtsamkeit der Propheten. Von Friedrich Deltisch. (Stuttgarter, Deutsche Verlags-Anstalt).

Dr. F. Zeller. „Der Kampf zwischen Römer und Wäden“. Heft 14 der „Lagesfragen der Auslandswirtschaft“, herausgegeben vom Auswärtigen Amt, Verlag R. F. Koehler, Leipzig.

Das Uebel der Dämpfung nebst Nährstoff-Tabellen und 100 wichtigen Ratshlägen. Von Martin Lessenow. Volkshaus-Verlag (Andreas Bock), Berlin-Blücherstraße 1, 1919.

Dr. Walter Wenzersky. Das Eisen in Kustland. Eisenexport, Eisenförderung, Eisen- und Stahlzeugung. Heft 12 der „Lagesfragen der Auslandswirtschaft“, herausgegeben vom Auswärtigen Amt, Verlag R. F. Koehler, Leipzig 1920.

Neu für Wirtschaftsforschung im Orient. Herausgegeben vom Reinhard Junge. Jahrg. IV. Heft 1, 2. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Bejan), Berlin.

Wirtschaftliche und soziale Ziele des künftigen Deutschlands. Von Max Semper. Verlag J. F. Lehmann, München.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung, Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 43, Telefon 4520.

„Du hast ein kühles Herz, das wohl ich ja langst,“ sagte sie langsam und fuhr dann schneller fort: „Ich beneide dich darum. Es ist tausendmal besser als so ein dummes Herz, das gleich in Flammen steigt und das man mit aller Gewalt löschen möchte — und manchmal ist's gar nicht möglich und man fühlt selber, daß man zu schwach dazu ist und dann —“

„Wie schön über ihre Augen und schluchzte auf.“

„Narren, was heißt du denn?“ rief Ell erstaunt.

„Mir ist so,“ antwortete Christel frohlich.

„Niesgäbe, du gestählst mich nicht. Die sieht irgend eine Dummheit im Kopf. Bist du wieder verlobt?“

„Ich was, Anni! Verlobt — ha!“

„Nimm's nur nicht übel, doch ich frage. Im übrigen, Christel, was du da sagst: ein kühles Herz sei besser als ein empfindlicheres — ich weiß nicht, ob das richtig ist. Manchmal forgt ich mich um mein Herz. Das ist ich schon in der Pension. Ich verstand eure harmlosen kleinen Lebensschaffen gar nicht und spürte dabei: es fehlte mir etwas. Nicht die Wärme der Liebesmäßigheit — Herrgott, nein — aber, wie soll ich sagen: das Fändende — das Elementare! Das muß doch dabei sein, das ist die Voraussetzung. Ist die Leidenschaft nicht das treibende Agens der Liebe?“

Christel hatte sie mit großen Augen an und nickte dabei.

„Ja natürlich, Ell. Menschen sind bei der reinen Liebe, der Feuerkraft, nicht bei der Wärme, die doch Liebelie ist. Nicht bei untern Pensionatsleben. Aber so die willkürliche Liebe, die ist gar nicht zu trennen von der Leidenschaft — und wenn die Leidenschaft erst kommt —“

„Du heißt ja schon wieder, Christel!“ rief Ell. „Du hast ja die Augen voll dieser Tränen!“

„Es ist zu allem.“ schüchtern Christel, „ich bin immer gleich wie 'ne Wasserleiche.“

Ell war ausgelassen, schaute Christel unter das Kinn und schaute sie ernst an. „Nun mal die Wahrheit, Wau! was hast du?“

„Ich bin doch nichts,“ meinte Christel, „so schrecklich nichts.“ Die Farben flüchten über ihr Gesicht: rot, weiß, gelb. Sie zitterte. Ell zählte ihr ein Paß.

„Du wehst, mein Herz. Du hast dich erlitten.“

Sie schaltete. Die Gulla trat ein. „Gulla, G! edert!“

„Gulla, eine schöne Portion. Und eine Wärmeleiche für Christel.“

„Aber ich gläbe so schon!“ schrie Christel.

„Eben deshalb,“ erwiderte Ell mit Lächeln.

„Ja ich immer guck' dem Gulla,“ sagte die Gulla. „Auch ich schäme Christel schämen.“

„Aber keine,“ rief Ell. „G! ihr doppelte Bettdecken, Gulla. Was an die Nase eingepack, Christelchen. Paß an, Gulla! Wir bringen sie in die Klappe.“

Christel war ergränzt nur noch eine weite. b. Wären zehn Minuten lag sie im Zelt, und Ell lag neben ihr und schloß die Lider des au. Die Gulla ließe vor der Decke und hegte. Das Feuer kullerte schön. „O Gotteslob,“ schrie Christel, „ich kann nicht mehr!“

„Noch drei Schlud, Christelchen,“ bat Ell; „morgen ist tu wieder geund.“

„Ich gläube nicht,“ sagte Christel, „es ist tief.“

„Papperlapapp, wir treiben's heraus! Und nun ganz still liegen. Die Tür zu meinem Zimmer lasse ich offen. Wenn du nachts über etwas willst, rufe mich. Gute Nacht, Christelchen.“

„Es läßt sie auf das Mädchen, da nichts anderes von ihr zu sehen war, und ging.“

Die Gulla folgte ihr. „So ist tüchtig verlobt Heimes Fräulein Christel,“ sagte sie.

„Entweder das oder das. Bildeerte schadet nie.“

„Je höher die Beite von allen,“ erwiderte die Gulla ernst.

„Was ist das? Bildeerte tre!“

„Sie räumte den Tisch ab, und Ell ging an ihre Schreibtisch. Eigentümlich sollte die Geschichte von Barthel Wigwils heute ihr Ende finden; aber nun lag Mählgelie vor.“

„Es fehlte eine neue Feder in den Falter und legte sich Christelchen zurück. Doch die sie zu schreiben begann. ver-

suchte sie noch einmal ihre Gedanken zu entschlüsseln zu bringen und zu einer ersten Probe zu gehen.

„Sie stellte sich vor, sie sagte Ja zu der Werbung des Herrn Arwed und würde seine Frau. Dann war ihr eine sorgenlose Zukunft sicher, und mehr als das: ein Leben jener Behaglichkeit, wie verhältnismäßig reiche Mittel es gestalten und ausbauen zu helfen vermögen. Auch Arweds Beruf war ihr sympathisch. Es war leibter der „artifiziell-traitischen“; der „Kooimisch“ hatte sich in den Kreisen des Adels noch keine feste Stellung gewonnen. Sicher: Tante Dorothea würde hochmütig die Rede gerümpft haben und auch Onkel Waltraud kann einwenden haben gewesen.

Aber das war ihr gleichgültig. Sie wollte kein Leben für andre leben. Sie wünschte sich auch, ein Mitarbeiter ihres Mannes sein zu können. Und gerade dieser Handel mit den Tradeworten der Bergangeheit, der reiche wissenschaftliche Kenntnisse voraussetzte und zugleich auch auf das weltliche Gebiet freier Forschung führte, hatte tausend Reize für sie. Schon die rein äußerliche und in gewissem Sinne mechanische Beschäftigung mit einer Materie, die ihrer Phantasie Anregung gab und ihr neue Horizonte eröffnete, hatte sie mit großer Freude erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

### Heimweg.

Stimme von  
Herta v. Gersdorf-Przewitz.

Nichts ist so langweilig wie ein kleiner Bobert im Winter. Unheimlich laut rauscht der Fluß, kleine Eisflößen vor sich herziehend, während an fahlen Alleen. Hier und dort liegt auf den laublos gelegten oder Spazierwegen ein Quäntchen zusammengekehrter, trockener Blätter. Erdbre bräunen die Strahlenleuten, die großen Wäden sind verarmt, und jedes und müßig stehen sich die Häuser in den engen Sträßchen mit brodelndem Anstich und blinden Scheiben.

Es war kein Mensch mehr unterwegs an diese Nachtstunde. Der seit Abend gefallene ledere Schnee lag unberührt auf dem schmalen Straßchen, der die Poststraße schneidend, vom Kirchens Platz zum tiefgesetzten Stadthaus führte. Das große, weite Gebäude hielt sich sperrig und dunkel zurück im Parke; auf dem vorgelagerten Hauptbalkon mit dem runden Dach häuften sich Schneelasten. Vor dem Grundstück daneben erstreckte die letzten feinsten Lichter. Wie er einmal äußerlich im Winter gewohnt war hatte auch heute der Kurve ein ein großer Kreis in seinem Hause empfangen, darunter die Honoratioren der Stadt und, soweit sie ihm bekannt waren, die wenigen Gäste, die am unwillkürlichen Ort die Jahreszeit überdauerten. Gräßlichweise hatten sich die Geladenen verabschiedet; man hörte nur noch Stimmen und das Pflöschengelächel der Kutsher, die sich mühsam den Weg durch den Schnee bahnten.

Der schlaftrübe, kleine Stoffelzug wurde von keinem betreten; nur zwei Gelakten tasteten sich ihre Schritte bis ans Gartentor und weiter hinaus, ins Tal. Der Mann eher klein von Wuchs, aber schmal und fein gezeichnet, das fast zu hübsche Gesicht überaus in den hochgehagelten Mantel gekleidet, das Mädchen schlüch, in bünnen Schuhen und einem hellen Umhang, die leicht ergrünte Extra und das dunkle Haar der Nachtseite preisgebend.

Beide sprachen wenig, der Mann aus innerer Erregung, das Mädchen aus angeborener Schüchternheit, noch erhöht durch eine ungelante Furcht vor dem fremden Menschen, der den ganzen Abend die Augen nicht von ihr gelassen und jedes Wort, jeden Schritt mit demselben stillen, jorschenden Blick hervorgebracht, so daß ihr freies, knabendes Lachen immer wieder in kein erlöste und sie zum erstenmal im Leben so befangen ward, als bewege sie sich in einem Saal mit unglückigen Spiegeln, die alle auf sie niederschauten. In der festlichen Nachtzeit war ihr leichter, und sie freute sich, beim Wästel die Zeitung übernehmend zu können; jede Unebenheit des Bodens, jede Blignug des Weges konnte sie ja hier, und sie lächelte, wenn er nachsichtig die Stufen verließ, damit sie nicht strauchle. Im Stadthaus angekommen, führte sie ihn ohne Umschweife geradeaus durch wirtliche Seitengassen zu neuerlichem Anstich.

„Wir lauchnen ganz dort oben, eben dem Kirchens gegenüber,“ erklärte sie unflüchtig. „Wollen Sie nicht auch weiter mitkommen?“

„Doch ich denn nicht?“ fragte er kurz und zurück. „Wenn Sie sehr darum bitte?“

Sie sah ihn ängstlich von der Seite an, ohne zu antworten, und setzte ihren Weg fort.

„Es ist weit,“ sagte sie nur, „und oft recht unbequem für uns. Vor allem für Vater's Patienten.“

„Aber der Wind von da oben!“ warf er ein. „An dem freien Sie sich doch gewiß jeden Morgen wieder von neuem?“

„Er hatte eine kindliche Schamhaft, von dem Leben zu erfahren, das sie tagtäglich führte, von den Gedanken, die sie dachte, von allem, was ihr kleines Persönchen anging.“

Sie schen erkannte. „Der Wind — ja — schon ... Hauptlich unter Garten, an dem freien wir uns ...“

„Sie mühten mir noch ein bißchen mehr erzählen, was Sie den ganzen Tag treiben, wollen Sie?“ bat er. „Ich kann mir so leicht vorstellen, was eine junge Dame wohl von früh bis abends unternimmt.“

„Nicht viel, gar nichts Interessantes. Das ist auch alle Tage verkehren ...“

Er bemerkte ihre Unruhe. „Habe ich unbehaglich gefragt? Ich will nun auch wirklich aufhören! Nur ein Auserlesenes noch. Wollen Sie mir nicht sagen, wie Ihre Wohnung ist, gnädiges ... gnädiges Fräulein?“

Jetzt sagte sie ungelächelt. „Ja, so sagen immer die Fremden. Es klingt zu drallig; wir kennen das hier gar nicht. Ich heiße Martha. Es ist gar kein besonderer Name.“

„Er gefällt mir,“ sagte er mit dem Versuch, ihr ins Gesicht zu blicken, aber sie, die sich dessen nicht verah, hielt die Augen ruhig geradeaus gerichtet.

„Dort,“ sagte sie und wies auf ein zwischen Bäumen verschimmerndes einfaches Aß, „ist unser Haus.“

„Werden Sie erwartet?“ fragte er mit herzlichem Hervorhufen.

„Es ist meine alte Kinderfrau,“ antwortete sie ängstlich, als schäme sie sich. „Ich will nicht, daß sie mich abholt, aber sie schließt nie ein, bis ich nicht zurück bin.“

„Er schalt sich, daß ihn, den Dreißigjährigen, wie einen grünen Jungen die Eiferlust auf irgend etwas, womöglich gar nicht Erlittendes im Leben dieses kleinen Hebzehnjährigen Mädchens packte. „Geben Sie oft aus des Abend?“ fragte er belkennem.

„Ja, wenn ich,“ erwiderte sie gleichmütig. Und dann lebhaft, wie ihm schien: „Oft ist es sehr lustig, besonders, wenn gelangt wird. Bloß kann ich noch nicht sehr gut tanzen ... überhaupt —“ sie stockte.

„Ueberhaupt?“ bat er, aber sie geneigt, und da sie den Kopf schüttelte: „Warum darf ich das nicht erfahren?“

„Ueberhaupt bin ich noch so ungeschickt,“ sagte sie leise ...

Auf der Höhe verlor sich das halbrunde Pfalter, welcher Boden das unter der Schneehöhe nach; der fähige Wind frisch ungehindert über die Stoppeln der Weide. Durch ein paar Kolbenfächer brach plötzlich der Mond und beschien mit phantastischem Licht das schlafende Städtchen, das nichts als drei, vier Laternen aufgestellt hatte, und die gegenüber aufsteigenden, weichen Flächen der Hügel.

Sie hatte die Kunde der Gartenpforte in der Hand. „Gute Nacht,“ sagte sie und wollte hineinlächeln.

Aber er hielt sie fest. Alle Worte, die er sich zurechtgelegt hatte, entschweben ihm. Er sagte statt dessen nur zwei oder drei kurze Sätze — daß er sie freilich nicht länger kennen als einige Stunden, daß er sie dennoch schon jetzt liebe, und ob sie gläube, daß sie ihn auch noch lieben können ... Sie brauche keine Antwort zu geben, nein, nein — nur ein einziges Wort, ob sie das gläube? Sie las das erste Mädchen, das er so fragte, das allererst, und darum fiel er, wie gesagt, vielleicht ein wenig ungeschicklich.

„Kunegundis fand sie. Ihr Gesichtchen war verblüht.“

„Ob ihr dies wirklich so aberausend konnte? Ob sie nicht vertraue, daß es ihm ernst sei? Ob sie nicht gehen habe, wie oft sie sich bisher auf der Straße begegneten, ohne sich zu kennen? Meinste sie nicht auch, der liebe Gott habe das mit Absicht so einrichtig wollen? ... Er würde gut zu ihr sein, ihr nie etwas zuleide tun ... er würde ...“

„Nein,“ sagte sie fest und abbar und wollte hinein.

„Er freute ihre Hand fester. Da begann sie zu weinen! Ob sie sich zu jung fühlte? Wenn er morgen zu ihrer Mutter käme? Nur das, nur das möge sie erlauben!“

„Nein!“ — es klang wieder unbedeutend, und in ihrer Stimme schwang eine Angst, als sei das alles ein Unrecht, und das nur gar ein Dritter niemals wissen dürfte.

„Ob ihr das denn nie widerfahren ist, daß ein Mann Sie begehrt hatte?“

Sie schüttelte den Kopf.

Und sie habe niemals daran gedacht, daß es einmal kommen könnte?“

„Doch,“ sagte sie leise und noch zürchtamer.

„Er wollte ihre kleine, zuckende Hand, die er immer noch hielt, an die Lippen ziehen, aber sie fuhr sich mit einem entsetzten Ausdruck und war zum Tore hinein. Mit einem schmerzlichen Lärm die Pforte ins Schloß.“

Sie atmete tief, rannte, ohne sich umzusehen. Wüßlich blieb sie stehen, schaute, daß er ihr nachsah; Wille der Scham überzog sie, und mit zaghaften Schritten kehrte sie um.

„Gute Nacht,“ sagte sie nochmals und irrte dem dunklen Garten durch das Gitter hindurch die Hand hin.

Eine Kette raselte an der Postkiste; eine kleine Detonante flackerte hochgehoben im Wirbe. Und wie der eines Ertrunkenen vernehmbar der Schatten des Mannes um die Mauer.

## Warm Deutschland den Krieg verloren hat.

Aus General Berthings offiziellern Bericht.

In der Aprilnummer der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht der bekannte Historiker und Politiker Professor Dr. Theodor Schiemann einen Abzug des offiziellen Berichts, den der Oberstmannnberende der amerikanischen Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz, General Berthing, seiner Regierung erstattet hat. Dieser Bericht gewinnt für uns ganz besondere Bedeutung dadurch, daß der amerikanische Schriftführer mit aller nur möglichen Deutlichkeit den Nachweis erbringt, der für unbesangene Beurteiler der Verhältnisse freilich kaum noch erbracht zu werden braucht; daß nämlich nur und ausschließlich die Amerikaner es gewesen sind, die im Sommer 1918 das Kriegsgeld in den für die Entente günstigen Sinne gemendet und die Entscheidung herbeigeführt haben. Die Wichtigkeit des deutschen Volkes, daß es von der Heimat aus den kämpfenden Truppen in den Rücken gefallen sei, erweist sich auf Grund der Darlegungen des feindlichen Generals als eine hallole und mit den Tatsachen in Widerspruch stehende Behauptung. Es könnte uns Deutschen gleichgültig sein, was der Feind von den Leistungen unseres Heeres hält, würde den deutschen Truppen aus der Feder des Generals Berthing nicht eine Ehrenerkärung und Bestätigung zu teilen, der weiteste Verbreitung zu geben schon im Interesse der Gerechtigkeit Pflicht ist.

General Berthing führt in seinem Bericht, aus dem hier nur die entscheidenden Stellen wiedergegeben werden können, unter Aufzählung genauer Angaben über die strategische Lage und das Stützpunktsystem an der Westfront im Frühjahr 1918 aus, daß in Frankreich nach einem Bericht des Marschalls Foch die Deutschen noch am 1. Juni 1918 die numerische Ueberlegenheit hatten. Sie besaßen 200 Divisionen gegen 162 der Alliierten. England und Frankreich könnten die Zahl ihrer Divisionen nicht vermehren, so liege die Gefahr vor, daß der Krieg verloren gehe, wenn Amerika nicht möglichst bald ein Maximum an Infanterie und Maschinengewehren sende. Die Reserven der Alliierten würden früher erschöpft sein als die Deutschlands. Es sei, sage Foch, unmöglich, einen schließlichen Sieg zu erröchen, falls Amerika nicht eine Armee sende, die den Alliierten die numerische Ueberlegenheit schenke. Dieser Bericht Fochs wurde an Wilson geteilt; er war von Berthing und Lord Milner unterschrieben, von Lloyd George, Clemenceau und Orlando gegelndet.

„An einer anderen Stelle des Berichtes über den Beginn der großen Offensive vom 21. März 1918 heißt es: „Die Offensive ist solche Rücken in die britischen und französischen Reserven, daß die Niederlage ihnen sicher geworden wäre, wenn die amerikanischen Truppen sich nicht sofort druckbarer gezeigt hätten, als selbst die größten Optimisten zu hoffen wagen.“ Eine Note vom 27. März Garutierrez in einer Kabeldepeche die Lage folgendermaßen: „Die Schlacht, die sich jetzt in Frankreich ereignet und sich auf andere Kriegsschauplätze ausbreiten kann, kann die vereinigten Armeen sehr schnell in eine ernste Lage bringen.“

Weiter: „Als am 21. März 1918 die deutsche Armee an der Westfront die Reihe ihrer Offensiven begann, geschah es durch die formidabelste Macht, die die Welt jemals gesehen hatte. Ein kämpfender Mannschaft und Geschützen hatten sie (die Deutschen) eine große Ueberlegenheit. Das war aber von geringerer Wichtigkeit als ihre Ueberlegen-